„Der Courier"
ist die führende deutsche Zeitung Canadas.

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen.

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt. Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Muster und Auskunft über Drucksachen von
Western Printers Association Ltd.
1835 Halifax Str. Regina, Sask.

Erlauschtes und Erlebtes aus dem Affenland

Von Gertrud Barre, Paderborn.

Daß es Affen gibt in Afrika, glaubt wohl jeder, aber daß man auch die wunderbarsten Sachen mit ihnen dort erleben kann, werden sich die wenigsten Menschen vorstellen können. Ich möchte gerne einige selbst erlebte Episoden erzählen.

Es war auf einer Farm in Südwest-Afrika, die hoch in den Bergen, dem Khomers-Hochland, lag. Hier gab es die großen Paviane — wir nannten sie in Afrika „Poviane" — in Unmengen.

Es war Sonntagsfrieden an einem heißen November-tage, es hatte mehrere Monate nicht geregnet, und so hätten die Affen in den Bergen kein Wasser mehr in den Wasserlöchern und stiebitzten sich an unserer Viehtränke ihre nötige flüssige Nahrung. Ich hatte mich zeitig im Garten, drei Meter von der Tränke entfernt, in ein dichtes Versteck gesetzt, um doch einmal diese Gesellschaft ungestört zu beobachten. Schon lange hörte ich ihr langgezogenes: „Oah, oah, bubu" über die Berge schallen. Da kamen sie nun an, wohl 20 bis 25 Stück; vorsichtig spähend ein alter Affe, wieder einige Schritte auf allen Vieren, vorsichtig sich hebend auf seine Hinterfüße, lugte er nach allen Seiten, dann ließ er sich wieder langsam herunter und ging gravitätisch durch das leere, trockene Rivier (Flußbett) von 50 Meter Breite auf die Tränke zu. Nun folgte alles, was laufen und noch nicht laufen konnte: Alte Aeffinnen mit ihren Jungen auf dem Rücken, die fest wie die Kletten saßen, Affenjugend und ältere Herrschaften, immer eins hinter dem anderen her, würdig, sittsam und vorsichtig, dabei immer wieder Umschau haltend. Die Tränkränder saßen voller Affen, teilweise hatten sie die Hände (es sind ja eigentlich ausgesprochene Hände) in das Wasser gesteckt und rieben sich ihr Gesicht und die Arme gründlich ab; die kleinen Paviane hielten sich am Querbalken der Göpelpumpe fest und schaukelten sich hin und her. Dies lustige Bild dauerte wohl eine halbe Stunde, und ich freute mich herzlich über die Art und Weise, wie sie sich verständigten und auch mal energisch der Ordnung halber dazwischen schlugen. Ganz sprachlos war ich aber, als der größte Pavian, wohl aufgerichtet drei Viertel Meter hoch, im Handumdrehen den Gartenzaun überstieg, hineinlief in das Maisfeld, sich unter jeden Arm vier oder fünf Maiskolben klemmte, noch einige in die Hände nahm und auf zwei Beinen eineinhalb Meter von mir vorbeiging, mich noch ganz unverschämt ansah und den Mais über den Zaun warf. Im Nu war alles darüber hergefallen, und ein wüster Knäuel balgte sich im Staube herum. Es war alles nur ein Moment, der alte Dieb, ließ diesmal lediglich ein ganz kurzes „Oah, oah!" erklingen, und wie eine wilde Jagd, in unheimlichen Sprüngen, war die ganze Bande verschwunden. — Still und friedlich lagen Rivier und Tränke, heiß brannte die Sonne, und ich starrte, als ob ich einen Spuk gesehen hätte, auf die dürren Felsenpartien. Nur einige verstreute Maisblätter erinnerten an die Rauferei. — O, du Affenland!

* * *

Es war nach dem Mittagessen, als wir beschlossen, zum nächsten Nachbarn, der 24 Kilometer entfernt wohnte, zu reiten. Schwül war es, am Horizont tauchten dicke, weiße Wolkenköpfe auf, die der Farmer mit Spannung und Sehnsucht verfolgt und nach denen man sich fast die Augen ausguckt, wenn der Mais anfängt, die Spitzen seiner langen, grünen Blätter zu rollen, wenn das Brunnenwasser nachläßt und die Hausfrau das Wasser sparsam einteilen muß. — Gesattelt standen die beiden Goldfüchse „Whisky" und „Soda" am Tore, die Feldflasche mit etwas Tee hing am Sattel, in der Packtasche war für alle Fälle des Einregnens das Nötigste für die Nacht verstaut, die übliche Zelthahn mit Decke war hinterm Sattel aufgeschnallt, und dann trabten wir die erste Strecke leicht durch kleine Riviere und grüne Vleys davon. Voran lief Hektor, blieb an und ab stehen, witterte, ob es nichts Neues gab; ab und an sprang ein flüchtendes Erdmännchen ins Gebüsch. Herr M. hatte sich sein Pfeifchen in Brand gesteckt, betrachtete schmunzelnd sein Kugelgewehr, kurz und gut, er fühlte sich so recht wohl und behaglich. — Klipp, klapp, klipp, klapp schlugen die Eisen der Gäule auf den harten, steinigen Pad (Weg). Zuweilen flog mit wildem Gekreisch schwerfällig ein Gackelhuhn auf, um alles andere Getier vor dem nahenden Feinde zu warnen.

Plötzlich bemerkten wir auf 80 bis 100 Meter Entfernung sich etwas bewegen. War es ein Wildschweïn? Wir pfiffen Hektor heran und beobachteten stehen bleibend das Gelände. — Da schon wieder dieses undefinierbare Etwas! Lachend stellten wir schließlich fest, daß es nur ein alter großer Pavian war. — „Den holt ich mir aber," entschied mein Begleiter, und wir stiegen ab. Auf den Fersen folgte ihm der Hund. Ich lockerte schnell die Sattelgurte, legte die Zügel fest um einen Baumstumpf und ging den beiden nach. Auf einen kurzen Befehl sauste Hektor auf den abhängigs sitzenden Affen los, der im letzten Moment auf einen großen Kameeldornbaum flüchtete. Schon hatte mein Jagdkamerad angelegt, der Schuß krachte, und schwer fiel der Affe aus den Zweigen in einen kleinen Graben hinter einem großen Weißdornbusch. Ich lief schnell hin, um zu sehen, ob er auch erledigt sei, während mein Freund sich erst in aller Ruhe sein Pfeifchen ins Gesicht stecken mußte. Auf der Stelle im Graben lag Schweiß, ich drehte mich um und sah zu meinem Entsetzen den Affen auf dem Grabenrand sitzen. Verzweifelt zupfte er Grasbüschel ab und steckte sie in die tiefe Bauchwunde. Flehend, fiebernd sahen mich seine zimtbraunen Augen an, keuchend vor Schmerz rasselte der Atem, und verzweifelt drückte er die eine Hand auf die stark schweißende Wunde. Trostlos sah er den Hund an, den ich mit Mühe und Not zurückriß. Ich war ganz außer mir vor Jammer und schämte mich bitterlich, aber schon hatte ihm mein Freund den Fangschuß gegeben; der Affe sackte zur Seite, er war tot. — Es sind nun viele Jahre her, aber jetzt beim Schreiben sehe ich alles wieder in greifbarer Nähe, den armen Affen mit seinen menschenähnlichen, flehenden, waidwunden Augen. — —

Wir ritten nicht weiter an jenem Tage. Es war ein stilles, wehes Schweigen auf dem Heimritt, und ich habe es mir damals gelobt, nie wieder auf einen Pavian zu schießen oder in meiner Gegenwart schießen zu lassen. Es ist zu furchtbar, wenn es nur ein Wundschuß ist. Ich bin viel auf Jagd geritten und gelaufen und habe stets waidgerecht gehandelt, dies aber war der erste Schatten, der in meine Jagdfreude fiel. Ich habe so viel Wild verenden sehen, aber nichts hat mich so gepackt wie dieses Affenerlebnis, — wohl weil dies Tier etwas zu Menschähnliches hat.

* * * *

Auf unserer Heimreise um die Ostküste legten wir auch im Hafen von Durban (Südafrika) an, und besichtigten Stadt und Umgebung mit ihrem Blumenreichtum, den wunderbaren Straßen und prächtigen Anlagen. Ein dort Ansässiger machte uns auf die dreistündige Tour nach „Umgeni", den Meerkatzenwald, aufmerksam. Gleich nach Tisch verließen wir den Dampfer, bewaffnet mit dem Photokasten und begleitet von noch einigen Reisegefährten. Nach einstündiger Fahrt mit der Elektrischen nahmen wir uns einige Rikschah-boys und fuhren mit den kleinen zweirädrigen Wagen, die von den Eingeborenen gezogen werden, hinauf nach Umgeni zum „Riverside Hotel". Wunderbar schön war es hier, ein herrlicher Waldbestand, üppiges Gras, Blumen und Palmen, Bananen und anderes Obst. Es hatte etwas geregnet, saftig, sahen die Blätter aus, eine fast tropische Schwüle lag über der Natur, einen herrlichen Blick hatten wir über das weite Meer, das im Sonnenschein leuchtete und glitzerte. Oben am Hotel erstanden wir uns einige Düten mit Erdnüssen, und nun ging es auf die Affensuche. Ein schlanker, bildschöner Inder kam uns nachgelaufen, machte ein paar ganz eigenartige Lockrufe, und entfernte sich mit einer großartigen Handbewegung, als ob er sagen wollte: „Jetzt werden sie gleich kommen!" Wir warteten noch eine ganze Weile, klapperten mit den Düten und waren schon etwas enttäuscht und ärgerlich. Auf einmal fingen die Aste an zu leben, es knackte und sprang von Ast zu Ast, zehn, zwanzig kleine und große Affen und Aeffchen lugten aus den Zweigen hervor, plumpsten ins hohe Gras und sahen uns erwartungsvoll an. Es entspann sich eine große Balgerei, als wir ihnen die Erdnüsse hinwarfen; auf zwei Beinen kamen die Meerkatzen an und nahmen mir die Nüsse aus der Hand. Es war zu allerliebst, mit welcher Zutraulichkeit so nach und nach eins nach dem anderen angesprungen kam, waren es doch vollkommen freie wilde Affen, die sich durch jahrelange Fütterung an die Menschen gewöhnt hatten. Ein alter Meerkatzenvater verfolgte meinen Mann bis zur nächsten Bank, setzte sich neben ihn und machte mit etwas feindlichem Augenzwinkern „Buhu". Als er nicht sofort etwas bekam und auch dann immer nur eine Nuß, entriß er ihm einfach die Tüte und verschwand auf den nächsten Ast, begleitet und verfolgt von einer ganzen Herde Affen, die sich nun mit Geschrei gegenseitig den Rest zu entreißen suchten.

Interessantes Allerlei

Drama im Gefängnis.

Aus Kairo in Aegypten wird berichtet: Drei Häftlinge ermordeten kürzlich einen ihrer Mithäftlinge, um die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf gewisse Mißstände zu lenken. Ein paar Tage später, als sie in eine andere Strafanstalt gebracht werden sollten, verübten sie nochmals dasselbe Verbrechen. Als sie an einer Schar Häftlinge vorbeikamen, stürzten sie sich plötzlich auf einen dieser Sträflinge und schnitten ihm die Kehle ab. Einem Aufseher, der sich dazwischen warf, wurde das Gesicht aufgeschlitzt.

Entführung eines 72-Jährigen.

Die Budapester Oberstadthauptmannschaft erhielt von der Berliner Polizei die amtliche Verständigung, wonach die 20jährige, aus Ungarn stammende Tänzerin A. Kovacs mit dem 72jährigen Bierbrauer Biemann geflüchtet sei. Angeblich hätte die Tänzerin den willensschwachen Greis überredet, 500 000 Mark an sich zu nehmen und mit ihr zu verschwinden. Das Liebespaar hat Berlin kurz vor Ostern verlassen. Der Verdacht, daß die Tänzerin den 72jährigen Mann in ihre Gewalt gebracht habe, wird von der Familie des Entführten ausgesprochen. Frl. A. Kovacs stammt aus Neutra. Sie trat vor einigen Jahren in Budapest als Tänzerin auf. Die Berliner Polizei hält es für wahrscheinlich, daß die beiden ihren Weg nach Budapest genommen, und ersucht um Aufklärungen.

Mit hundert Jahren zum Traualtar.

Wie die Rigaer Tageszeitung „Frühmorgen" berichtet, hat ein Rigaer Bürger namens Raphael Feldmann, der der älteste Mann der Stadt ist, sich vor einigen Tagen als Hundertjähriger zu dem kühnen Wagnis entschlossen, sich für das ganze Leben an eine Frau zu binden. Die Braut ist allerdings auch bereits über die erste Jugend hinaus, denn sie zählt nach eigenem Geständnis 79 Jahre.

Das Rigaer Blatt betont noch besonders, daß das greise Ehepaar sich voller geistiger und körperlicher Frische erfreut und erhobenen Hauptes den Segensspruch des Priesters und die herzlichen Glückwünsche ihrer zahlreichen Freunde entgegengenommen hat.

95 Schrotkörner im Blinddarm.

Die Ursache der Blinddarmentzündungen ist bekanntlich noch nicht geklärt. Auch Fremdkörper verschiedenster Art werden zu diesen Ursachen gezählt. Ueber einen bemerkenswerten Fall, der in dieses Gebiet gehört, berichtet der Berliner Arzt Dr. Sonnenfeld in der „Medizinischen Klinik". Bei der Operation einer Patientin, die wegen eines anderen Leidens auf den Operationstisch kam, fand man einen auffallend langen und schweren Blinddarm, den man deswegen, obwohl jetzt keinerlei Krankheitsveränderungen an ihm zu bemerken waren, entfernte. In dem aufgeschnittenen Wurmfortsatz fanden sich 95 Schrotkörner bis zu drei Millimeter Stärke, die teils unversehrt mit glatter Oberfläche, teils mit scharfen Zacken und Ecken versehen waren. Das Gewicht der Schrotkörner betrug 24 Gramm. Bemerkenswert ist, daß trotz den vielen scharfen Kanten der Blinddarm keinerlei Reizerscheinungen aufwies und sich die Patientin ihrerseits niemals über Beschwerden dieses Organs beklagt hat. Das Vorhandensein der vielen Schrotkörner konnte leicht erklärt werden: Die Patientin, eine 23jährige Dame, ist die Tochter eines Forsters. Sie hatte als solche häufig Gelegenheit, Wild zu essen, wodurch sich im Laufe der Jahre diese Menge von Schrotkörnern in dem Wurmfortsatz ansammeln konnte. Aus diesem Fall geht also auch hervor, daß Fremdkörper im Blinddarm bei der Auslosung von Entzündungen keine besondere Rolle zu spielen scheinen.

Der Schuß ins Weltall.

Es sind drei Monate her, daß der amerikanische Physiker, Prof. Goddard, die erstaunte Welt wissen ließ, daß er das Modell einer Rakete hergestellt habe, die von der Erde zum Mond abgefeuert werden könne. Der Professor wurde verlacht. Um die Richtigkeit seiner Behauptung zu beweisen, hat sich Prof. Goddard entschlossen, im Rahmen einer naturwissenschaftlichen Abhandlung, die im Jahresbericht des Smithsonian Instituts erschien, die Grundidee der von ihm erfundenen Raumrakete zu verwerten.

Man erfährt, daß die Innenkonstruktion des Mondschiffs auf dem Rückstoßprinzip beruht. Die Rakete führt eine Pulverladung mit, die nach Art der Maschinengewehrpatronen automatisch verfeuert wird.

Die Rakete selbst besteht aus einer Anzahl ineinander geschachtelter Hüllen, die allmählich im selben Maße wie das Triebmittel verbraucht und automatisch abgeworfen werden. Die Vorrichtung soll eine Abnahme der Geschwindigkeit verhüten: mit dem Verbrauch der Pulverladung geht eine Verringerung des Gewichtes Hand in Hand. Die Berechnungen Goddards wurden nachgeprüft.

Nun stellte sich zur nicht geringen Ueberraschung der Fachleute heraus, daß die Erfindung Goddards keineswegs das Phantasiegebilde eines schrullenhaften Gelehrten, sondern einen wissenschaftlich ernst zu nehmenden Versuch zur Verwirklichung eines uralten Menschentraumes darstellt. Dem Interviewer eines großen amerikanischen Fachblattes vertraute der Gelehrte an, daß er unablässig an der Vervollkommnung seiner Rakete arbeite. Nun sei er des Erfolges sicher und die Rakete werde im Sommer unter allen Umständen abgefeuert werden. Seitdem sich die Blätter mit diesen Projekten befassen, erhielt der Physiker Briefe, deren Schreiber sich ihm antragen, die abenteuerliche Fahrt mitzumachen. Bisher haben sich nicht weniger als 52 Personen gemeldet. Auch ein 70jähriger ehemaliger Lehrer hat sich gemeldet; sein Leben sei ohnehin abgeschlossen, er möchte sich einer erhabenen Idee opfern.

Victoria, B.C., ist bekannt für sein mildes Klima. Wie kaum eine zweite Stadt in Canada bietet die Metropole von British Columbia alle Annehmlichkeiten eines Erholungsaufenthaltes. Das zeigt schon das obige Schwimmbassin in den „Crystal Gardens" mit der lauschigen Ecke nebenan. Selbst zur Winterszeit kann sich hier der Reisende dem Vergnügen des Schwimmens und Badens widmen.

Die Stadt der tausend Tempel

Von Albert Schweitzer.

Was Mekka für den Islam, Kandy für den Buddhismus, das ist Benares für die Brahmanen. Mehr noch. Benares ist die Hochburg und Geburtsstätte des Brahmanentums, aber zugleich auch das Herz eines jeden religiösen Pulsschlages. Hier laufen alle die zahlreichen Fäden indischer Kultur und religiösen Empfindens zusammen. Hier sind alle Götter und Götzen des weiten indischen Himmels vereinigt. In dieser großen Tempelstadt mit ihren mehr als tausend Tempeln findet der Hindu des Himalaya ebensogut die Schutzgötter seiner Heimat wie der Eingeborene von der Küste des Bengalischen Meerbusens, denen er seine Opfer darbringt. Die Millionen Götter des Brahmanentums sind hier um den großen Schiwa versammelt, den Herrn des Lebens und des Todes, den Schöpfer und Vernichter, dem die blutige Göttin Durga beigesellt ist. Daneben thront Wischnu und Ganescha, der mächtige Gott mit dem Elefantenkopf, Hanuman mit dem Affengesicht und unzählige andere Götter.

An der schärfsten Biegung des heiligen Ganges baut sich Benares, diese wunderbare, seltsamste aller Städte amphitheatralisch auf, emporsteigend von den Treppen und Terrassen am Strome zu Tempeln und Palästen, Kuppeln, Minaretts und Pavillons. Und über all dem thront wie eine Königin, glitzernd und feindlich die imposante, riesige Aurangzeb-Moschee mit ihren zwei hohen, schlanken Minaretts. Der heilige Ort der Pilger sind die Gats, die Treppen, die steinernen Symbole des Niederfließens vom Unreinen, vom Vergänglichen in das ewige Element des Wassers. Mit Stolz nennen die Hindus diese seltsame Stadt Waranasi, die Stadt, die das beste Wasser hat. Ich möchte aber keinem Europäer zumuten, dieses Wasser zu trinken, in dem der ganze Schmutz von Benares schwimmt; dieses Wasser, das die stinkenden, aufgedunsenen Leiber der Aussätzigen bespült. Am heiligen Ganges zu leben, ist den Hindu ein Glück, in seinen Fluten zu sterben, Bedürfnis.

Benares hat achtundvierzig nebeneinanderliegende Treppen oder Gats, die über die steile Uferböschung zum Wasser führen. Besonders interessant ist das Manikharnika-Gat. Den Namen gab ihm sein heiliger Brunnen, in den Mahadawa seinen Ohrring warf. Dicht neben diesem Gat liegt der Verbrennungsplatz. Hier werden täglich zwanzig bis dreißig Menschen verbrannt. Seit Jahrhunderten spiegelt der Ganges solche Feuer, seit Jahrhunderten werden hier ganze Generationen und Dynastien, ja ganze Völker zu Asche. Und immer standen die Hinterbliebenen, ebenso wie Gestern und Heute, gleichmütig und lächelnd, so ohne sichtbaren Schmerz dabei. Den Hindu scheint keine Angst vor dem eigenen Schicksal zu befallen, kein Grauen zu berühren. Hier trägt der Tod eine andere Maske, bedeutet ein anderes Symbol: Dem Hindu liegt nichts am Körper, die Seele ist es, um die er sich kümmert, mag der Leib ruhig sterben.

Und so sehr achtet er die Seele auch in ihrer tiefsten Verdammnis, daß er Schlangen-Töpfe mit Milch hinstellt, im Glauben, daß ein Urahne in ihnen lebt.

Täglich spielt sich hier jenes wundervolle Schauspiel der Sühne ab. Noch bevor die ersten Strahlen der Sonne die Tempelstadt treffen, schreiten hochaufgerichtete Gestalten feierlichen Schrittes die Stufen hinab zum Bade. Je höher die Sonne steigt, um so toller und bunter wird das Leben und Treiben am Ufer. Frauen in roten und blauen Togas tauchen ehrfürchtig in die schlammig-gelben Fluten, während auf den von Wasser triefenden Bronzegestalten der Männer die Strahlen der Sonne tausendfach glitzern. Immer mehr Menschen strömen herbei; Schiffe und Barken beginnen auf der blanken Fläche zu flirren; am Ufer tanzen zwischen gelben und grünen Schirmen die Brahmanen auf. Ihre Tische sind überhäuft mit Blumen und Früchten, den frommen Geschenken, für die sie als Dank den Gläubigen das grelle Zeichen Schiwas, die Keule oder die Schmetterlingsflügel weiß auf die dunkle Stirne malen.

Der Hindu, der gleich allen anderen Naturvölkern Vorsorge für die Zukunft nicht kennt, nimmt Entbehrungen eines ganzen Lebens, Mühsale und Strapazen härtester Art auf sich, um einmal nach Benares pilgern zu können. Jahrzehnte spart er und kann er trotzdem den lächerlich geringen Fahrpreis nicht erschwingen, dann wandert er zu Fuß — barfüßig natürlich, seine Steppdecke, seine kupferne Lota (zum Trinken), sein Kochgeschirr mitschleppend, durch den gelben Lehm der Ebenen. Des Nachts schläft er, wo es gerade ist. Und wenn er zu Tode ermattet, es ist ihm gleich, wenn er nur Benares noch lebend erreicht.

Nach dem Bade wallen die Pilger langsam und feierlich, mit Blumen in den Händen, durch die engen, schmutzigen Gassen dieser seltsamen Stadt zu den heiligen Brunnen, Tempeln und Altären, die in einem labyrinthischen Gewirr zahllosser Gäßchen nebeneinander liegen. Vorbei geht der Weg an den glotzenden Götzen aus Erz und ockergelbem Ton, vorbei an einem Heer von Bettlern, denen Reis und Früchte in die erhobenen Schürzen geworfen wird, vorbei an kleinen Geschäften, die vollgetropft sind mit Idolen und Bildern des Heiligtums.

Während am Gangesufer ein wunderbar ergreifendes Schweigen herrscht, lärmen hier oben am Eingang des goldenen Tempels zahlreiche Fakire zwischen den Tieren. Hier ist es fürchterlich. Die Gassen sind kaum so breit wie Menschenschultern. Unaufhörlich strömen Menschen durch das offene Tor des Tempels, aus dem der betäubende Duft welkender Tuberosen und Goldnelken sickert. Die heiligen Kühe des Tempels gehen aus und ein, jeder weicht den plumpen Tieren ehrfürchtig aus, bietet ihnen Gras und grüne Stengel und immer neue Menschen strömen herbei, überall betet dieses unbegreifliche Volk zu seinen Millionen Göttern. Nicht weit davon ab befindet sich der Durgatempel. Hier reißen dreihundert heilige Affen dem Besucher frech und wild die Futterkörner aus der Hand und den Hut vom Kopfe.

Das ganze Leben dieser Stadt richtet sich nach den Bedürfnissen der frommen Pilger. Zahlreiche Brahminen stehen ihnen zur Verfügung, begleiten sie auf ihren Opferwegen, sprechen für sie die wirksamsten „Mantras" oder Gebete, unterziehen sich der schwersten Buße und Askese und martern den Leib, damit die Pilger selig werden. Eine große Anzahl Gasthöfe und Speisehäuser sorgen für die bestimmte Nahrung. Ganze Straßenzüge hindurch gibt es nichts als Buden, in denen Messingtöpfe für die Waschungen, Blumen und Reis für Opfergaben und kleine bronzene Götzenbilder zur Erinnerung an die Pilgerfahrt verkauft werden.

Erst in den vom Tempelviertel weitabliegenden Straßen wird es etwas ruhiger. Hier liegen die zum Trocknen aufgeschichteten Kuhmistfladen, die als Heizmittel verwandt werden. Hier befindet sich auch das Hindu-College, wo die indischen Gelehrten, die Mystiker, die Theosophen leben, die barfuß mit entblößter Brust, mit Brillen und in Taschentüchern die heiligen Schriften lesen.

Am Ufer des Ganges stehen die Paläste der Maharadschas, die ihre frommen Ahnen vor langer Zeit erbauten. Und zwischen all der Wirrnis schmutziger Gassen, phantastischer Häuserreihen und hin- und herwimmelnder Menschenmassen, entfaltet sich jenes exotisch wundervolle Bild orientalischen Lebens, das sich wohl nirgends so farbig und rein erhalten hat als in Benares, wo jede Berührung mit dem Fremden als Verletzung der Gottheit gilt, und wo wie ein letzter Rest der vieltausendjährigen Vergangenheit die magischen Wunder der indischen Volkerwiege sich offenbaren. Bis in die uralteisten Zeiten menschlicher Geschichte reicht die Erinnerung an Benares zurück, an die heilige Stadt Kaschi, die Glänzende, an jener bevorzugten Stelle gelegen, an der der Ganges nach Norden umwiegt; von den Strahlen der aufgehenden Sonne zuerst getroffen, schien die Stadt vorbestimmt zu den Wohnstätte Schiwas. Jahrtausende sind über die Stadt dahingerauscht; Buddha hatte hier einen Tempel, dessen Ruinen in dem ältesten Teile der Stadt Sarnath noch aufragen, der Islam hat sich hier eine große Moschee mit stolzen Minaretts erbaut, aber nichts hat die Stärke des brahmanischen Kultes und die uralte Tradition des Hinduismus zu erschüttern vermocht.

Das einzige, was unser Verstand einigermaßen erfaßt, das sind die weltberühmten Benaresarbeiten, die als Kunstwert im Gewerbe aller Länder den ersten Rang einnehmen. Die wunderbar feinen Kupferziselierungen und Messinggravierungen sind alle mit der Hand, mit ganz rohen Werkzeugen gemacht. Noch wertvoller sind die Benares-Brokate. Eine Fülle von Schönheit, Abwechslung und Phantasie liegt in diesen dünnen, fast wie aus Mondscheinstrahlen gewebten Schleiern aus Gold-, Silber- und spinnwebfeinen Farbfäden, süßesser Schattierungen, in diesen schweren, handgestickten Seidenbehängen, metallisch irisierenden Decken, in diesen mannigfaltig gemusterten Gewändern, die als Staatsroben oder Kostüme indischer Schauspieler und Tempeltänzerinnen Verwendung finden.

Noch weit draußen im Hotel, das außerhalb dieser seltsamen Tempelstadt im Schatten mächtiger Boobäume liegt, findet man nicht die so notwendige Ruhe nach all der Wirrnis des Grotesken, Unfaßbaren, Niegeahnten und Erschütternden dieser Stadt der tausend Tempel.

Das deutsche Buch im Ausland

Das zweite Aprilheft der Halbmonatsschrift des Deutschen Ausland-Instituts „Der Auslanddeutsche" enthält einen wertvollen Aufsatz über „Das deutsche Buch im Ausland" von Professor Dr. G. Menz in Leipzig, in dem über die Verbreitung des deutschen Buches im Ausland vor und nach dem Kriege berichtet wird. Der Weltkrieg hat Deutschland auch hier schwere Verluste zugefügt. Die deutsche Buchausfuhr beträgt im vergangenen Jahre gegenüber dem Vorkriegsjahre 1913 mit rund 150 000 Doppelzentnern nur noch etwa 43 Prozent. Interessant ist dabei, daß es in den Inflationsjahren gelang, eine ganz wesentliche Erhöhung der Ausfuhrziffern zu erzielen. So betrug die Ausfuhr des Jahres 1922 immerhin wieder 70 Prozent gegen über 1913. Der größte Tiefstand war anscheinend im Jahre 1924 erreicht, denn die Ziffern zeigen 1925 wenigstens eine geringe Aufwärtsbewegung. Der Hauptverlust entfällt auf die europäischen Absatzgebiete, die gegenüber 1913 mit 89 Prozent im Jahre 1924 nur noch mit 79,8 Prozent vertreten waren, 1925 jedoch bereits wieder einen Anteil von 8[illegible] Prozent erreichten. Erhöht hat sich der Anteil Amerikas von 9 auf 12,6 Prozent, sowie der Anteil Asiens von 1,2 auf 6,9 Prozent. Eine genaue Aufstellung über die Ausfuhr nach den einzelnen europäischen und außereuropäischen Ländern in den Vorkriegs- und Nachkriegsjahren gibt wertvolle Aufschlüsse. Während im allgemeinen eine Aufwärtsbewegung der Ziffern im Jahre 1925 gegenüber 1924 wieder verzeichnet werden kann, ist ein weiterer Rückgang in Skandinavien festzustellen, ebenso in dem „neutralen" Westeuropa. — Vergleicht man die Vorkriegsziffern der einzelnen europäischen Gebiete mit den Ausfuhrziffern von 1925, so zeigt sich, daß die Ausfuhr nach dem „feindlichen" Westeuropa im letzten Jahre nur 34 Prozent der Ausfuhr von 1913, nach Osteuropa und dem Balkan 35 Prozent, nach Skandinavien 47 Prozent und nach dem „neutralen" Westeuropa 58 Prozent betrug. Die deutsche Gesamtausfuhr von 1925 betrug 43 Prozent der Gesamtausfuhr von 1913, so daß Skandinavien und das „neutrale" Westeuropa trotz der zahlenmäßig rückläufigen Bewegung über dem Durchschnitt, das „feindliche" Westeuropa und Osteuropa unter dem Durchschnitt stehen.

Sei uneigennützig!

Wenig Edelmut besitzt,
Wer, statt Hilfe ihm zu spenden
Eines andern Not benützt,
Selbst sich Vorteil zuzuwenden.